

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 13. Bromberg, den 17. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(12. Fortsetzung.) ———

Am nächsten Morgen schnallte er zum erstenmal seit seiner Verheiratung die Skier an und fuhr im Neuschnee hinaus; und wie schon so oft, tat der Wald seine Schuldigkeit an ihm.

Als er spät am Abend heimkam, lastete nichts mehr auf seinem Nacken. Im Gegenteil — er hatte wieder die alte Haltung aus der Zeit, ehe sein Bruder starb. Seine Züge waren fest und kalt, und um Mund und Augenwinkel lag ein Lächeln. Er bekam den Großknecht zu fassen und flüsterte ihm etwas zu. Dann machte sich der Knecht eilig ans Werk, spannte an und fuhr davon. Von Hof zu Hof bis nach Hammarbö, und allerorten, wo es Pferde gab, hatte er etwas zu bestellen. Er kam heim und nahm zwei Mann mit zum Holzschuppen und spaltete bis zum späten Abend Kienholz für Fackeln.

Beim Essen in der Vorderstube sagte Dag zu Ane Hammarbö: „Wir wollen zur Kirche fahren, zur Weihnachtsmesse!"

„Das habe ich längst gefühlt", erwiderte Ane trocken. Was sie im übrigen dachte, konnte niemand dem knochenharten Gesicht ansehen.

Der Weihnachtsabend kam — der ganze Hof war zum Weihnachtsessen in der Alten Stube versammelt. Das Dreikönigslicht stand mitten auf dem langen Tisch. Zwei neugegossene Wachslichter brannten zu beiden Seiten des großen Bibelbuches, das auf Dags Platz an der Längsseite des Tisches lag. Dag und Therese saßen in den Lehnstühlen und alle anderen feierlich schweigend um sie her. Selbst Dorthea fand es so festlich wie in der Kirche, als Dag den Weihnachtstext verlas. Therese war auf diesem Hof und vor allem bei Dag auf vieles gestoßen, was sie sich nicht zusammenreimen konnte. Am rätselhaftesten schien ihr aber doch der Widerspruch zwischen so schönen, seit Menschengedenken geübten Bräuchen — und der Abneigung, zur Kirche zu gehen.

Nach dem Essen spielte Dorthea auf ihrem Spinett in der Vorderstube Weihnachtslieder. Ihr Spiel war so unirdisch zart, daß sich niemand hineinwagte, während sie spielte. Sie sang auch zwischendurch ein wenig, und die Töne hatten in diesen Stuben eine seltsame Macht. Eine neue Zeit, ein lichterer Lebenston schwebte wie Sternenschein durch das strenge Dunkel des Raumes.

Alle gingen hiernach frühzeitig zur Ruhe, denn sie wollten ja am frühen Morgen schon hinaus.

Schwarz war die Nacht draußen, als sie aufstanden. In der Diele hingen Pelze und Felle zum Warmwerden rings um den Kamin. Es roch herb nach alten Truhen, nach Würzkräutern und nach versengtem Haar — irgendwo war glühende Kohle aus dem Kamin gesprungen und in einem der Pelze erloschen. Dag brummte, es dürfe eben nur Kien oder Birkenholz in den Kamin. Dann spränge keine Glut heraus.

Schellengeläut und Lärm von Pferden und Schlitten drang vom Hof herein. Man zog die Pelze an, und es ging hinaus in die Winternacht. Therese und Dorthea wurden in Fußsäcke und Bärenfelle eingepackt, und Dag saß hintenauf und nahm die Zügel. Die Angesehensten des Gesindes stiegen hinter ihnen in die anderen Schlitten; vier Gespanne waren es. Die Kienfackeln wurden drinnen am Kamin angezündet; Therese und Dorthea bekamen je einen knisternden Brand in die Hände. Das übrige Kienholz wurde in die Schlitten gelegt, damit sie neue Fackeln anzünden konnten, wenn die ersten abgebrannt waren. Ehe noch die Schwestern sich recht besinnen konnten, ging's fort, daß der Schnee stob. Unten in der Siedlung leuchtete es von Fackeln und bimmelte es leise von den Schlitten der Gehöfte, und je weiter sie kamen, desto stärker das Schellengeläut, desto zahlreicher die Fackeln.

Auf Hammarbö warteten zwei Schlitten. Sie reihten sich hinter dem vordersten Gefährt ein. Therese traute ihren Augen nicht, als sie aus einem Pelz im ersten Schlitten Anes spitzes Gesicht hervorlugen sah. Sonderbar, daß auch die Hammarböer vom alten Brauch ließen, und daß Ane selber mitfuhr. Heute merkte Therese, daß es im Bezirk nur ein einziges Gesetz gab — den Willen des Herrn auf Björndal. Ob alt oder jung, wer dort herrschte, der herrschte. Und Therese merkte auch, daß die Worte der alten Ane nicht nur Geschwätz waren, sondern im Leben befolgt wurden. Sie hatte gesagt, der müsse das Regiment führen, dem es gebühre, und wenn Dag Botschaft ausschickte, er wolle mit Geleit zur Kirche fahren, dann hatten sich auch die Hammarböer einzustellen. Ruhig und sicher ging die Fahrt die Hügel von Hammarbö hinauf — in den Bergwald hinein. Es waren viele Schlitten geworden, und das Schellengeläut flog wie ein lebendiger Widerhall durch die Luft, vom ersten Pferd bis zum allerletzten.

Jungfer Dorthea drückte sich an ihre staunende Schwester und blickte zum Sternenhimmel auf, der unverwandt den gleichen Weg wanderte, den die Gäule trabten. Manchen Kirchgang zu Weihnachten, Ostern und anderen Festtagen hatte sie in Erinnerung, solch eine Kirchfahrt hatte sie jedoch niemals erlebt. Sie lehnte ihren Kopf an Thereses Schulter und ließ die halbgeschlossenen Augen der Sternenbahn folgen, während das Schellengeläut wogte und sang.

Plötzlich war der Friede zu Ende. Dag hatte fest in die Zügel gegriffen und scharf dem Pferd ein Wort zugerufen, und damit ging es bergab, in das offene Land hinaus, daß Schnee und Funken um sie stoben. Sie waren aus dem Wald herausgekommen, und Dag hatte einen Schimmer vom Borglandhof erspäht. Dort leuchteten viele Fakeln, und die Schlitten mußten bereits im Begriff sein, in die Allee einzuschwenken. Ein Schein wie aus seligen Jungenstagen blitzte in Dags Augen. Seit Menschengedenken war es Sitte, daß sich in der Weihnachtsnacht kein Pferd auf den Kirchweg wagte, ehe die Borglander Gespanne vorbei waren. Adel und Offiziere galten in den Tagen alles, sie waren der Abglanz des Königs, wo sie auftraten.

Es war weit vom Waldhang bis zur Einmündung der Allee in die Landstraße, und es galt, sie zu erreichen, bevor die Borglander Gäule die Allee durchmessen hatten. Es gehörte etwas dazu, wenn das Wagnis glücken sollte; aber Dag war schnell von Entschluß, und der Rappe schon in wildester Jagd, ehe das Schellengeläut und die dahinschießenden Fackeln wie ein Wasserfall von Borgland her die Allee herniederbrausten. Es hatte Zeit gekostet, bis die dort hinten zur Besinnung gekommen waren; denn noch niemals hatten sich die Waldleute vom Norden unter die Kirchfahrer aus der Talschaft gemischt.

Auf den nächsten Höfen der Gemeinde verfolgte man gespannt dieses Schauspiel, und noch nach Generationen wurde von dieser Fahrt erzählt. Eine Tollheit war diese Fahrt, denn wenn die beiden Schlittenreihen zusammenstießen, dann mochte Gott den Menschen und Gäulen gnädig sein.

Jungfer Dorthea preßte sich an ihre Schwester, und Therese schrie, so laut sie konnte, Dag zu, er möchte die Fahrt mäßigen. Doch hinter ihnen hielt Dag, mehr stehend als sitzend, in seinen Wolfspelz gehüllt, die Zügel mit eiserner Miene, aber mit gefährlich blitzender Lustigkeit im Blick. Näher rückten sie einander und immer näher, und keine Macht der Welt schien verhindern zu können, daß Menschen und Tiere an der Kreuzung aneinanderkrachten. Da ertönte Dags kurzer Zuruf von neuem, und der Rappe streckte sich lang und geschmeidig und griff weit aus.

Als der erste Borglander Schlitten eine Pferdelänge von der Landstraße entfernt war, da brauste der Björndaler vorüber. Die Goldfüchse von Hammarbö waren etwas hinter Dags Pferd zurückgeblieben, und obgleich es für ungehörig galt, in eine Reihe hineinzufahren, drängten sich die Borglander Gäule dazwischen. Dag vernahm rauhe Männerstimmen, Kreischen von Frauen und Krachen von Schlitten, die aneinanderschurrten; aber er bekümmerte sich nicht darum, sonderen fuhr draufzu, daß der Schnee stob.

Dicht hinter sich hörte er das Keuchen nahender Gäule, und ihm wurde blitzschnell klar, welch schweres Stück Arbeit er unternommen hatte. Die Offizierspferde auf Borgland waren gefährliche Gegner, und sein Rappe hatte schon den weiten Weg von Björndal her und zuletzt noch den viel längeren Sturmlauf hinter sich. Der Weg war vor Weihnachten neu gepflügt und wenn auch knapp, doch für zwei Schlitten breit genug, so daß der Borglander ihnen die Bahn kaum abschneiden konnte, wenn sie vorfahren wollten. In diesem Augenblick erscholl kurz und barsch von hinten her: „Bahn frei, Mann!"; das mußte der Hauptmann selber sein. Dag schwenkte beiseite. Er hätte sein Pferd durch einen Zuruf anspornen können, hier aber war es das beste, Kräfte zu sammeln. Der Weg zur Kirche war noch lang. An seiner Seite erschien ein Brauner, und Dag sah an dem Bau des Kopfes, daß es ein gefährlicher Gegner war. Durch die Funken von Thereses Fackel wurde er etwas zurückgehalten.

„Weg mit der Fackel dort links!" rief der Hauptmann, und Therese ließ ihren Brand hastig fallen — und dann schob sich der Gaul von Borgland in scharfem Tempo mehr und mehr vor. Die beiden auf dem Vordersitz des Schlittens wandten sich wütend halb nach Dag um — der Hauptmann und seine „böse" Frau. Dag hatte sie schon auf früheren Fahrten getroffen. Sie waren jetzt gerade neben ihm, und er warf seinen Blick auf den Führer des Schlittens, einen stattlichen Kerl mit einem scharfen Adlerprofil — wohl ein Leutnant. Die Fackel der Hauptmannsfrau sengte zischend an Thereses Pelz; da ertönte zum erstenmal eine Björndalsche Stimme gebieterisch im offenen Lande: „Weg mit der Fackel dort rechts!" donnerte Dag, und ganz erschrocken ließ die Hauptmannsfrau ihren Brand fallen. Unwillkürlich wandten beide — die Dame und der Hauptmann — den Kopf und blickten verwundert zurück. Was für eine Redeweise bei einem gemeinen Mann? Und eine Kraft in dieser Stimme, die nicht alltäglich war. Dies war die erste Begegnung zwischen von Gall auf Borgland und Dag Björndal. Noch zweimal sollten sie sich treffen, doch das wußte in dieser Stunde keiner von beiden. Seite an Seite sausten die Schlitten weiter. Therese war ängstlich in sich zusammengekrochen, als das zweite Pferd mit harten Hufschlägen ihnen so nahe rückte; jetzt hatte sie Schlitten und Menschen neben sich — da reckte sie sich und setzte ihre stolzeste Miene auf. Möglich, daß sie die Zeit benutzten, einander mit kurzen, scharfen Seitenblicken zu mustern, die böse Frau von Gall auf Borgland und Therese Björndal —selbst bei diesem Tempo, das einem den Atem verschlug.

Da machte der Führer des Borglander Schlittens ein schnelles Manöver. Sein Pferd kam mit einem plötzlichen Satz dem Rappen um ein paar Längen vor, und jetzt peitschte er seinen Gaul zu rasendem Galopp auf. Gleichzeitig lenkte er den Schlitten auf den Rappen zu und klemmte ihn ein, so daß er die ganze Björndalsche Fuhre in die Schneewehen hineindrängte. Damit war der Borglander Schlitten der erste auf dem Kirchweg zur Weihnachtsmesse wie seit Menschengedenken — — —

Doch ihm folgte treu wie ein Schatten ein Rappe, und hinten auf dem Schlitten hatte sich ein gewaltiger Mann im Wolfspelz zu voller Größe erhoben. Dags Augen waren nicht mehr vergnügt — sie blinkten wie Stahl. Auch im Björndalschen Schlitten gab es eine Peitsche. Dag benutzte sie selten, aber jetzt holte er sie heraus.

Es war auf den Höhen bei Voll, und von dort konnte man die Kirche weit hinten im Dunkel schwach schimmern sehen. Von hier aus ging es ohne Biegung geradenwegs zum Kirchplatz.

„Bahn frei", donnerte Dag und ließ dem Rappen die Zügel locker, doch der Schlitten vor ihnen hielt sich mitten im Wege, ohne zu weichen. Immer hatten die Herren auf Borgland den Zug der Gemeinde zur Weihnachtsmesse angeführt und waren in allem Herrschaft und Zierde des Tals gewesen — und jetzt kam dieser Mann aus dem schwarzen Walde droben und wollte ihnen befehlen „Bahn frei!" Der Schlitten aus Borgland blieb breit und unerschütterlich mitten auf der Straße.

Dag kannte sein Pferd gut und von den vielen, langen Fahrten zur Stadt im letzten halben Jahre, und sie hatten manchen scharfen Trab hinter sich. Er kannte es wie sich selber und wußte, daß es nach dieser kurzen Ruhepause in guter Verfassung war. Wenn er jetzt vorbeikam, dann gab es eine Fahrt! — Aber der Weg schien wie ein Bergsturz zu rasen, und die Kirche war nicht mehr fern. Unmöglich, in Güte vorbeizukommen, und wie es erzwingen? Denn vorbei, das mußte er, hatte sich's in den Kopf gesetzt, als erster zur Kirche zu fahren und zu zeigen, daß er nicht nur die Sitten auf Björndal, sondern auch ein wenig die im Tal ändern wollte und daß er wie seine Vorväter eigene Wege ging. Auf diese Art gedachte er das hämische Grinsen auf den Gesichtern unmöglich zu machen. Wenn er das Spiel heute verloren geben mußte, dann würde es im ganzen Lande als eine Schande besprochen werden und überall würde ihm wieder das hinterhältige Grinsen begegnen. Aber wie vorbeikommen?

Jetzt hatte er es. Gut, daß er sich an den Weg so genau erinnerte und sich sogar im flackernden Schein der Fackeln zurechtfinden konnte. Es würde um Tod und Leben gehen aber hier galt es anderes als das Leben. — — — Vorbei mußte er! Weiter vorn bildete ein steil abfallender Hang den Wegrand. Dort mußte der festgepflügte Schnee abgestürzt sein, so daß keine Schneewälle den Weg versperrten. Er schlang die Leine doppelt um seine Linke, denn nun kam jenes Wegstück. Die Peitsche pfiff durch die Luft, ein einziger Hieb und ein schwarzes Teufelsroß jagte auf den Abkurz neben dem Wege zu. Auf der äußersten Kante bog Dag vor dem Borgländer wieder ein. Der Schlitten war mit seinem Schwung schon halbwegs aus der Fahrbahn gekommen, ja, er schwebte einen kurzen Augenblick frei über dem Abgrund, als sie am Borglander vorbeifuhren. Alles ging so rasend schnell, daß keiner Zeit fand, auch nur zu kreischen; als aber der Björndaler Schlitten so rasend daherbrauste, da durchfuhr nicht nur Therese und Dorthea, sondern auch die von Borgland ein heißer Schreck.

Dag trocknete seinem Gaul schon gemächlich die Schaumfetzen ab, als die Borglander Herrschaften nahten. Ein Blick traf ihn, finster wie Pest und Tod, doch er — mit seinem gefährlichen Lächeln in den Augen, putzte lange und gründlich das Pferd. So bekommt der Herrgott sein Teil und die im Tal das ihre, dachte er. Daß er, selbst in dem, was er als Buße vor Gott ansah, seinen trotzigen Stolz nicht zu kurz kommen ließ, daran dachte er nicht.

Die übrigen Schlitten liefen nach und nach auf dem Kirchplatz rings um die beiden ersten ein. Dag übergab sein Pferd der Obhut des Großknechts und trat mit Therese und Dorthea ruhig und sicher in die Kirche. Daß er mit dem Tode ein wenig um die Wette gefahren war, das hatte in seinem kalten Gesicht keine Spuren hinterlassen. Die Leute aus Hammarbö und all die anderen folgten. Es waren viele seltene Kirchgänger beisammen, die letzten fanden kaum noch Platz.

Zwei unerhörte Dinge ereigneten sich bei dieser Christmette. Erst einmal wandte sich Frau von Gall im Borglander Kirchenstuhl halb um und sandte einen schnellen Blick dort hinüber, wo Dag Björndal saß. Vielleicht wollte die böse Frau sich den Mann fest ins Gedächtnis prägen, der sie einen Augenblick zum Gehorsam gezwungen hatte. Es war sonst nicht ihre Art, jemandem zu gehorchen.

Und zum anderen trat Herr Diderich der Pfarrer — er war jetzt alt —, an den Björndaler Schlitten heran, als sie heimfahren wollten, und reichte den dreien die Hand ebenso zum Gruße wie der Herrschaft von Borgland. In der Opferbüchse hatte er heute ein schweres Goldstück gefunden, eine ganze Summe Geldes in einer einzigen Münze. Das war ebenso das erstemal zu seiner Zeit, wie daß die Björndaler ohne dringende Not zur Kirche kamen — noch dazu mit großem Gefolge. Und es war sicher, daß dieses Goldstück mit dem Besuch zusammenhing.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal im Schatten des Genius.

Eine Geschichte um den jungen Eckermann, erzählt von Werner Schumann.

Johann Peter Eckermann, Schriftsteller und Privatsekretär des berühmten Geheimrats von Goethe, hatte eine Braut: Johanna Bertram in Hannover. Ein hübsches, blondes Mädchen, das nach jahrelanger Brautzeit von dem nur zu begreiflichen Wunsch besessen war, endlich geheiratet zu werden. Warum der Doktor Eckermann — er hatte sich 1818 mit Johanna in Hannover verlobt — volle dreizehn Jahre die endgültige Verbindung immer wieder hinauszögerte, obwohl er die Wartende aufrichtig liebte und sie seiner Treue und Neigung jahrein jahraus versicherte, ist nur erklärbar aus dem tiefen, ja beinahe unirdischen Einfluß, den Goethe auf seinen Famulus ausübte.

Johanna Bertram hatte anfangs nichts dagegen, daß ihr Verlobter, statt Anwalt zu werden und ein gesichertes Heim zu gründen, 1823 nach Weimar pilgerte. Man konnte nicht wissen, welche ungeahnten Folgen der ständige Umgang mit Goethe vielleicht hatte. Das mindeste aber war doch wohl, daß der Mächtige dem jungen Schriftsteller zu einer auskömmlichen Stellung verhelfen würde. So kalkulierte Johanna, mit gutem Grund, wie es schien, denn auch die Briefe des Geliebten strömten über von Bewunderung für den Meister, welcher der hoffnungsvoll sprießenden Begabung Johann Peters — er hatte sich mehrfach in Versen versucht — mehr als nur unverbindliches Lob gezollt hatte.

Aber die Hannoveranerin täuschte sich — wie sich auch Eckermann, der ganz im Banne des Genies stand und mit leidenschaftlicher Hingabe um des alten Goethe Gunst und Vertrauen warb, über sein tatsächliches Verhältnis zu den beiden ihn anziehenden Polen täuschen mochte.

Er spielte eine etwas unglückliche Rolle in seinem eifervollen und sicher ehrlich gemeinten Bemühen, die auf Hochzeit drängende Braut zu vertrösten und seinem Herrn und Meister in der Hoffnung zu dienen, daß er eines Tages auf auskömmlichem Posten sitzen würde. Nichts geschah. Er kam sogar mehrmals in Not. Die Jahre vergingen. Goethes Ruhm und Werk wurden größer, ohne daß Eckermann seine „Gespräche mit Goethe", an denen er arbeitete, hätte vollenden können. Auch das war eine Hoffnung der sehr vernünftig denkenden und ebenso zärtlichen wie praktischen Johanna Bertram, daß die Veröffentlichung der Gespräche (die erst sechs Jahre nach Goethes Tod erschienen!) ihrem Ehebund die wirtschaftliche Grundlage schaffen werde. Die Hoffnung schwand dahin wie alle anderen, Eckermann war scheinbar ohne bestimmten Eigenwillen, ohne Mut zur Selbstbehauptung gegenüber dem Dichter, und immer unmutiger, ja, zorniger grollte es in Johannas Briefen.

„Vor einer Stunde erhielt ich Deinen Brief, mein Herz ist davon so schwer, daß es sich einigermaßen Luft zu machen versucht . . . In Weimar jedoch ist mir in jeder Hinsicht alle Hoffnung verschwunden, verlasse es deshalb . . . Goethe wollte Dir doch auch behilflich sein und Ihr wolltet nicht eher aufhören, bis Ihr das Werk vollendet, warum bleibt Ihr nicht dabei? Ich verliere wahrhaftig alles Zutrauen, weil Du mir bald so, bald so schreibst. Du wünschest", erinnert sie ihn an seine großen literarischen Pläne, die er schon in Hannover und dann in Göttingen hegte, „Dich durch Deine Sachen berühmt zu machen und hoffst damit eine Wendung Deines Schicksals und tust doch nichts dazu. Gott! Ich weiß nicht mehr, was ich darüber denken soll. Zu Deinen Geschäften hast Du keine Ruhe, wohl aber zu Goethes Geschäften! Hier versprachst Du mit Gewißheit, nichts wieder für ihn zu tun, sondern nur allein für Dich, hast aber leider schlecht Wort gehalten!"

Aus Herzensgrunde verwünscht sie das „unglückselige Weimar", diesen „pauveren Staat", wo er, Johann Peter, nichts für seine Zukunft zu erhoffen habe. „Sage Goethe", so wies sie den Wankelmütigen strikte an, „daß Du an Deinen Konversationen arbeiten möchtest, Du wünschtest herauszugeben, damit Du ordentlich Geld verdientest, das übrige wäre nur Plagerei." Und ein andermal: „Goethe zahlt Dir für Deine Güte gegen ihn nichts weiter als Ehre, an mich oder an Dein künftiges bürgerliches Glück denkt er nicht. Er läßt sich Deine Güte höchlich gefallen und ist Dir dennoch nicht einmal dankbar dafür." Er möge es ihr, wenn sie so von seinem „großen Goethe" spreche, nicht verübeln, „ich spreche nur so, wie ich darüber denke . . ."

Sie fühlte sich verlassen und enttäuscht in ihren hohen Erwartungen, das treue und bei aller Liebe resolute und zielklare Mädchen. Und wir müssen es ihr, deren Eltern inzwischen gestorben waren, schon nachsehen, wenn sie, mit unverhohlener Bitterkeit gegen den Olympier, um den Mann ihres Herzens rang. Was gingen sie, in ihrem einfachen Gemüt, schließlich die Kunst und der Segen tätiger Hilfe für ein Genie an! Wie hätte sie diesen wunderbaren Menschen begreifen können, zu dem der Geliebte schwärmerisch aufsah: „Das Glück, das ich durch mein immer innigeres Verhältnis zu Goethe genieße, ist so groß, daß kein Mensch in der Welt mir Ersatz dafür geben könnte!"

Der Doktor Eckermann, in solchen Zwiespalt gestellt, war nicht glücklich. Aber er diente einer höheren Idee, er wußte, daß er sich einem ewigen Werk verschrieben hatte und daß ein Schimmer davon vor der Nachwelt auch auf sein Haupt fallen würde. „Süß verlockt" war er, „so ganz in dem zu leben, was er (Goethe) Göttliches denkt und sinnt." Das füllte ihn aus und mahnte sein Herz zur Geduld, obwohl er sich oft über das „Hundeleben" beklagte, so unbeweibt daherleben zu müssen, denn auch „Napoleon tat das Beste, als er von Josephine geleitet wurde, und Schiller schrieb seine besten Werke, als er geheiratet hatte . . ."

Armer, treuer Eckermann! Er wollte schon, allein er durfte nicht.

Goethe redete ihm das Heiraten in mehr oder minder verhüllten Worten aus, indem er ihn ermahnte, doch auch ja seiner Stellung und seines Ansehens in Weimar zu gedenken. Als Eckermann daran dachte, sich um eine Stellung am Archiv zu Hannover zu bewerben, entschied Goethe, daß die „unter seiner Würde" sei. Von allem erfuhr Johanna, die allein in Goethe, dem mächtigen Zauberer, das entscheidende Hemmnis ihrer Jahr um Jahr verschobenen Eheschließung sah.

Aber einmal kam auch ihr großer Tag; und am 9. November 1831, wenige Monate vor Goethes Tod, feierte sie in Weimar mit ihrem Johann Peter Hochzeit. Sie hatte ihn erobert, ohne ihn doch ganz zu besitzen: Eckermann ging wie bisher bei der Exzellenz ein und aus. Und erst als der erlauchte Greis still hinüberschlummerte, nach jener denkwürdigen Stunde, da die Hand des Jungen auf dem Herzen des großen Toten ruhte und er sich wenden mußte, „um den verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen", entschattete sich ihr Liebesbündnis vollends.

Schwinge, Wiege — singe, Herz!

Eine Legende von Walter Gättke.

Es war zu einer Zeit, als über die Heimaterde der große Krieg einherging und den Menschen wie dem Lande schwere Wunden riß. Unnötig, von einem bestimmten Kriege zu sprechen, denn die Ereignisse werden Vergangenheit, aber ihr Sinn wird in Legenden einbezogen, die wir als Beispiel weiterkünden.

Alle Männer des Dorfes, soweit nicht Krankheit oder Alter den Kampfgeist gebeugt, waren dem Feinde entgegengezogen. Es wußte aber niemand, ob sie ihm als Sieger begegnen oder ob sie selbst zusammengeschlagen würden. Da saß in einer kleinen, ärmlichen Stube eine Frau an der Wiege ihres Kindes und horchte auf den Pulsschlag

seines Herzens. Zuweilen fuhr sie erschrocken auf und lauschte in das Undurchdringliche der Nacht, die den Ruf des Schicksals drohend bereit hielt. Es war ein Knabe, der in der Wiege schlummerte. Er mochte zehn Monate sein. Seinen Vater hatte er nie erblickt. Von Tag zu Tag wartete die junge Mutter auf die Heimkehr des Mannes. Die wenigen Ersparnisse gingen aufs Ende. Ohne Ende aber schien der Krieg.

Am anderen Morgen kam plötzlich ein feindlicher Offizier ins Dorf und forderte den Gemeinderat auf, alle Vorräte an Korn und Vieh binnen vierundzwanzig Stunden abzugeben, wenn nicht das Dorf in Flammen aufgehen sollte! Dunkle Trommelwirbel begleiteten den Erlaß. Die junge Frau mit dem Kinde hatte alles mit angehört, was die Unbill von der Gemeinschaft des kleinen Dorfes verlangte. Kalt und schneidend war der Aufruf durch das offene Fenster der Kate gedrungen. Nicht Freundesbefehl, sondern Feindesunrecht pochte auf seine Macht. Hilflos standen ihm die Dorfältesten gegenüber, die längst ihr Amt an die Jüngeren abgetreten hatten und es nun wieder aufnehmen mußten, ohne ihm Erfüllung geben zu können. Da erhob sich die junge Mutter, beugte sich noch einmal tief über die Wiege, und als sie sah, daß der Knabe im Schlafe lächelte, kam eine große Kraft und Ruhe über sie. Dieser dort, der noch kein Wort sprechen konnte, würde einmal groß und stark werden, er, der nichts als einen Namen trug, den Mutterliebe ihm gegeben, würde einmal einen Namen schaffen voller Geltung und Klang.

Dies alles wußte sie nicht. Aber es war ihr G l a u b e! Und deshalb konnte sie auch jene schier unfaßbare Tat zur Ausführung bringen, die keiner ihr gleich tun wollte.

Dies aber begab sich am folgenden Tage. Nachdem noch in der Nacht die Weiber und zaghaften Greise in jäher Flucht das Dorf gen Osten verlassen hatten, rückte der Feind mit dröhnenden Pauken ein, sich seine Beute zu holen. Aber der Platz war leer, und das Dorf schwieg in unheimlicher Verlassenheit. Weder Korn noch Vieh hatte es abzugeben. Es hatte nur darauf zu warten, daß jetzt die Flammen die öden Häuser in Stundenfrist bis auf die Grundmauern niedersengen würden.

Mit einem Male öffnete sich die Tür der Kate. Heraus trat eine junge, sehr bleiche Frau, der man es ansah, daß sie etwas tun wollte, was um Tod oder Leben ging. Aber sie zeigte keine Furcht. Geraden Schrittes ging sie auf die Offiziere zu und fragte, ob sie ihr folgen wollten. Sie sei die letzte im Dorfe und habe es auch übernommen, das Beste auszuliefern, was seine Mauern noch berge. Es sei kein Korn und auch kein Vieh. Es sei ein Stück der Ewigkeit. Aber sie sei bereit, damit das Leben und den Schutz der andern zu erkaufen. Die Offiziere begriffen sie nicht und folgten ihr mit einem Gefühl der Beklemmung und Verwirrung. Und die Mutter führte die Feinde wortlos an die Wiege ihres Kindes, hob es aus den Kissen und hielt es den Fremden entgegen. „Dies hier nehmt!" sagte sie. „Es ist das einzige und beste, was das Dorf noch birgt. Es ist seine Jugend! Wollt Ihr Vergeltung üben für das, was Euch entgeht, so löscht sie aus an dieser schwingenden Wiege und nehmt mich als die Hüterin des Kindes gleich mit, daß meine Augen das nach uns Kommende nicht mehr gewahr werden!" — Der Knabe war von den ungewohnten Worten der Mutter erwacht. Er wollte zu weinen beginnen. Aber da legte ihn die Mutter rasch in die Wiege zurück und sang ihm das Lied, das sie schon viele Male gesungen, sein Wiegenlied.

Die Offiziere standen zögernd und planlos im Raume. Dann gab der eine ein Zeichen, das zum Verlassen der Kammer aufforderte. Die Mutter merkte es kaum, so sehr verband sich der Sang ihrer Seele mit dem Blick der Liebe, der dem Kinde in der Wiege zugewandt war. Stunden verrannen. Keine Spur verriet die Nähe des Feindes. Allgemach kamen auch die Flüchtlinge zurück.

Sie fanden ihre Häuser genau so wieder, wie sie sie verlassen hatten. Dabei kamen sie auch in die Kate der jungen Mutter, die jetzt wortlos vor der Wiege ihres Knaben lag, die Hände im Gebet gefaltet . . .

Niemand von den Insassen des Dorfes jedoch begriff, wem sie alle noch einmal das Leben zu danken hatten, war es auch ein Leben der Armut und der Kriegszeiten, das noch lange seine dunklen Fittiche über das weite Land breitete.



Bunte Chronik



Postalischer Kundendienst für Liebende.

In diesen Tagen wurde bei einem Postamt ein Brief eingeliefert, dessen Adressierung unvollständig war und der infolgedessen nicht bestellt werden konnte. Es folgte nun, was in solchen Fällen immer geschieht: der Brief wanderte zur Hauptpost, wo er geöffnet wurde, um den Absender festzustellen. Leider ließ sich aber auch aus dem Inhalt nichts darüber entnehmen, wer der Schreiber des Briefes war. Man konnte lediglich daraus ersehen, daß es sich um die Verabredung eines Zusammentreffens mit seiner Verlobten handelte. Der Schreiber bezeichnete im Brief genau Ort und Stunde dieses beabsichtigten Rendezvous. Zur vorgeschlagenen Zeit ging der Absender des Briefes an dem für das Zusammentreffen bezeichneten Ort nervös auf und ab. Er war nicht wenig erstaunt, als statt seiner erwarteten Verlobten ein Briefträger in Uniform auf ihn zutrat. Dieser begrüßte ihn und überreichte ihm gleichzeitig mit der linken Hand einen Briefumschlag, während er ihm mit der rechten einen Bleistift anbot, indem er ihn bat, die Adresse zu vervollständigen. Das nennt man wirklich Kundendienst der Post! Übrigens hat sich die niedliche kleine Begebenheit in Riga zugetragen.

*

Ein wandelnder Kalender.

Vor wenigen Tagen verschied im Armenhaus in Gossengrün in der Tschechoslowakei ein alter Mann, der durch sein erstaunliches Zahlen- und Datumsgedächtnis in seiner Umgegend weit bekannt war. Wenzel Hammerl — so hieß der Gedächtniskünstler — war 60 Jahre alt, und seine sonstigen geistigen Fähigkeiten waren keineswegs sehr bedeutend. Hammerl konnte aber stundenlang mit einem Jahresübersichtskalender in seiner Stube sitzen und unverwandt auf das Durcheinander der Zahlen und Wochen, der Monate und Jahreszeiten starren. Das Kalenderbild der Jahre prägte sich daher nach und nach so in seinem Gedächtnis ein, daß er mit absoluter Sicherheit eine Spanne von 5 bis 6 Jahren vorwärts und rückwärts beherrschte. Er wußte genau den zu jedem Datum gehörigen Wochentag. Und Ereignisse aus seiner Familiengeschichte oder irgendwelche Vorfälle in dem Armenhaus konnte er noch Jahre später ohne zu überlegen auf Tag und Datum genau angeben.



Lustige Ecke



An die falsche Adresse geraten.



„Verzeihung, ich erwarte eine Kiste mit Sprengstoffen, die sollte wohl nicht versehentlich bei Ihnen abgeliefert worden sein?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.